



RACHEL  
CUSK

DANACH

ÜBER EHE  
UND TRENNUNG

Suhrkamp

Rachel Cusk  
Danach

*Über Ehe und Trennung*

Aus dem Englischen von  
Eva Bonné

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
*Aftermath*  
bei Faber & Faber, London

Erste Auflage 2020

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2020

© 2012, Rachel Cusk

Zitate aus Aischylos, *Die Orestie*, in: *Agamemnon*,  
Reclam Verlag, 1958, Ü: Emil Staiger  
und Sophokles, *Antigone*, Reclam Verlag, 2016, Ü: Kurt Steinmann

© Philipp Reclam jun. Verlag GmbH, Ditzingen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42914-3

## *Danach*

Kürzlich haben mein Mann und ich uns getrennt, und im Laufe weniger Wochen brach unser gemeinsam gestaltetes Leben auseinander wie ein Puzzle, das in seine Einzelteile zerlegt wird.

Manchmal ist das Raster eines Puzzles im zusammengesetzten Motiv nicht mehr erkennbar. Erfahrene Spieler sind stolz darauf, aber meistens sieht man doch etwas. Das einfallende Licht offenbart Furchen in der Oberfläche, und makellos wirkt das Bild nur von fern. Meine jüngere Tochter puzzelt gern. Die ältere nicht; sie baut lieber Kartenhäuser, in deren Umgebung alle reglos und still sein müssen. Auf mich wirken diese Beschäftigungen wie unterschiedlich geartete Versuche, Kontrolle auszuüben, gleichzeitig scheinen sie einen Beweis dafür zu liefern, dass es mehr als eine Art von Geduld gibt und die Unduldsamkeit viele Gesichter hat. Wie ich finde, nehmen meine Töchter die Ausprägungen ihres jeweiligen Naturells ein wenig zu ernst; die eine ärgert sich über die entgegengesetzte Neigung der anderen. Tatsächlich könnte man behaupten, dass ihre unterschiedlichen Beschäftigungen eine Form des Streitens darstellen, denn letztendlich ist Streit nur Notwehr in Sachen Selbstdefinition. Manchmal habe ich mich gefragt, ob das moderne Familienleben mit seiner unerbittlichen Fröhlichkeit, seinem absolut unbegründeten Optimismus und seinem

Vertrauen nicht auf Gott oder Wirtschaftlichkeit, sondern auf das Prinzip der Liebe an dem Versäumnis scheitert, das menschliche Bedürfnis nach Krieg anzuerkennen und sich dagegen zu wappnen.

»Die neue Wirklichkeit« war ein Ausdruck, der in jenen ersten Wochen oft aufkam. Die Leute wendeten ihn auf meine Lage an, als bezeichnete er eine Art Fortschritt. Dabei war es in Wahrheit eine Regression: Das Leben hatte den Rückwärtsgang eingelegt. Auf einmal bewegten wir uns nicht mehr vor, sondern zurück, zurück ins Chaos, in Geschichte und Frühgeschichte, zurück zum Anfang der Dinge und dann noch weiter in die Zeit, bevor diese Dinge existierten. Ein Teller fällt zu Boden; die Scherben sind die neue Wirklichkeit. Ich musste mich an die neue Wirklichkeit erst gewöhnen. Meine beiden kleinen Töchter mussten sich daran gewöhnen. Dabei war die neue Wirklichkeit, soweit ich es beurteilen konnte, jetzt schon kaputt. Als unversehrtes Ganzes hatte sie jahrelang ihren Zweck erfüllt, aber in Bruchstücken war sie zu gar nichts zu gebrauchen, es sei denn, diese ließen sich wieder zusammenfügen.

Mein Mann glaubte, ungeheuerlich behandelt worden zu sein. Nichts konnte diesen Glauben erschüttern; seine ganze Welt hing davon ab, das war seine Geschichte, und in letzter Zeit hasse ich Geschichten. Wenn jemand mich fragen würde, welche Katastrophe über mein Leben hereingebrochen ist, könnte ich zurückfragen, ob er die Geschichte hören will oder die Wahrheit. Ich könnte der Erklärung halber sagen, dass ein wichtiges Gehorsamsgelübde gebrochen wurde. Ich könnte sagen, dass ein Roman stockt, stillsteht und sich nicht weiterschrei-

ben lässt, wenn mir beim Schreiben Fehler unterlaufen, dass ich in dem Fall zurückgehen und den Fehler im Aufbau suchen muss. Normalerweise liegt das Problem im Verhältnis von Geschichte und Wahrheit. Die Geschichte muss der Wahrheit gehorchen und sie darstellen wie Kleidung einen Körper. Je enger anliegend der Schnitt, desto schmeichelnder der Effekt. Unbekleidet kann die Wahrheit verletzlich, unansehnlich und schockierend sein; übertrieben aufgemacht wird sie zur Lüge. Eine der grundsätzlichen Schwierigkeiten im Leben bestand für mich in dem Versuch, zwischen den beiden zu schlichten, wie ein Scheidungskind zwischen seinen Eltern schlichten möchte. Meine Kinder tun genau das; wenn wir alle zusammen sind, zwingen sie die Hand meines Mannes in meine. Sie versuchen, die Geschichte abermals zu einer Wahrheit werden zu lassen, oder die Wahrheit zu einer Unwahrheit. Ich habe nichts dagegen, die Hand meines Mannes zu halten, aber ihm gefällt das nicht, denn es ist schlechte Form – und Form ist wichtig für eine Geschichte. Alles, was in unserem Zusammenleben formlos war, gehört jetzt mir. Deswegen bereitet es mir keine Umstände, es stört mich nicht, seine Hand zu halten.

Nach einer Weile hörte die Zeit auf, rückwärts zu gehen, aber da hatten wir schon eine weite Strecke hinter uns gebracht. Binnen weniger Wochen machten wir alles zunichte, was bis zum Augenblick der Trennung Bestand hatte. Wir machten die Geschichte selbst zunichte, und am Ende gab es nichts mehr zu zerlegen außer den Kindern, was einen naturwissenschaftlichen Eingriff erfordert hätte. Wir aber existierten vor den Naturwissenschaften. Wir hatten uns gleichsam in das Großbritan-

nien des siebten Jahrhunderts zurückbewegt, in eine Zeit vor der Einführung des Staatswesens. Damals war England unterteilt; ich erinnere mich, in der Schule eine Karte der frühmittelalterlichen Heptarchie gesehen zu haben und fassungslos gewesen zu sein angesichts dieser Diffusität, der fehlenden Zentralmacht, der Abwesenheit von König, Hauptstadt und Institutionen. Stattdessen gab es nur Landstriche, deren Namen – Mercien, Wessex – irgendwie weibisch klangen. Ihren fortwährenden Zankereien und ihren kleinteiligen, mühsamen Niederlagen und Siegen schien eine treibende und einigende Kraft zu fehlen, die ich, wäre ich mir der Frage bewusst geworden, als männlich identifiziert hätte.

Unsere Geschichtslehrerin Mrs Lewis war eine Frau von Anmut und Statur, eine Art Elefanten-Ballerina, in der sich die Prinzipien von Masse und Weiblichkeit einen Eskalationskrieg lieferten. Das frühe Mittelalter war ihre Epoche. Sie hatte in Oxford studiert und fand sich nun in einer mittelmäßigen katholischen Mädchenschule vor unserer Klasse wieder, auf beigen Pumps und in farblich abgestimmten, maßgeschneiderten Kostümen, die drohten eines Tages abzurutschen wie die Abdeckplane von einer Statue und ihren mächtigen rosa Körper zu enthüllen. Die Anrede Mrs verriet uns, dass sie verheiratet war, doch wie die unterschiedlichen Aspekte ihres Lebens zueinander in Beziehung standen, wussten wir nicht. Ausgiebig erörterte sie König Offa von Mercien, dessen Vision des vereinten England einen ersten Vorstoß männlichen Ehrgeizes erahnen ließ und dessen gewaltige Wallanlagen, Offa's Dyke, bis heute daran erinnern, dass Trennung nur einen weiteren Aspekt von Einigung darstellt

und man sich ebenso gut über das definieren kann, was man nicht ist. Tatsächlich haben die Historiker sich nie einigen können, ob die Wallanlagen der Abwehr der Walliser dienten oder bloß eine Grenze markierten. Was Offas Macht betraf, war Mrs Lewis' Haltung gespalten; sicher, er hatte den Weg der Zivilisation beschritten, das allerdings auf Kosten der Vielfalt und des stillen Gedeihens, welches immer dort stattfindet, wo nichts gebaut und kein Ziel angestrebt wird. Sie hegte eine Vorliebe für das frühe Angelsachsentum, als das Konzept der Macht noch nicht ausdefiniert war. Auf gewisse Weise war das frühe Mittelalter selbst eine »neue Wirklichkeit«, bestand es doch aus den Scherben des größten aller Teller, des Römischen Reichs. Manche nennen das Danach jener megalomanischen, alles erobernden Einheit das »dunkle Zeitalter«, nicht aber Mrs Lewis. Sie mochte es; sie liebte die unbesiedelte Ödnis, die Klöster, wo in aller Stille die Kreativität gefördert wurde, die Mystiker, die Visionäre, die frühen religiösen Schriften, die Frauen, die in jenen formlosen, undefinierten Jahrhunderten an Gestalt gewannen, und das persönliche Graswurzelniveau, auf dem in Abwesenheit der großen Verwalterin namens Zivilisation alle Fragen nach Recht und Glauben neu verhandelt werden mussten.

Denn schlussendlich waren diese Dunkelheit – oder wie immer man sie nennen will – und dieses Chaos nicht bloß Verneinung und Abwesenheit. Sie waren Danach und Auftakt zugleich. In der Landwirtschaft gibt es das Spätheu, eine zweite Ernte, die nach dem eigentlichen Schnitt gemäht und eingebracht wird. Zivilisation, Ordnung, Sinn und Glaube waren keine sonnenbeschienenen,



durch stetes Klettern zu erreichenden Gipfel. Sie wurden errichtet und sind kollabiert, wurden erneut gebaut, stürzten ein oder wurden zerstört. Die nachfolgende Dunkelheit und das Chaos besaßen eine eigene Wirklichkeit und Geschlossenheit; sie verhiessen Zivilisation, wie der Schlaf Aktivität verheißt. Im unterteilten Leben besteht die Möglichkeit zur Einheit fort, so wie jede Einheit die Aussicht auf Pulverisierung in sich trägt. In Mrs Lewis' Augen war es besser, das unterteilte, chaotische Leben anzunehmen und die dunklen Regungen der Kreativität zu spüren, als in zivilisierter Einheit zu existieren und dabei ständig vom Impuls der Zerstörung geplagt zu werden.

\* \*

Morgens bringe ich meine Töchter zur Schule, am frühen Nachmittag hole ich sie wieder ab. Ich räume ihre Zimmer auf, wasche und koche. Die Abende verbringen wir meist zu dritt. Ich helfe ihnen bei den Hausaufgaben, stelle ihnen das Essen hin und bringe sie ins Bett. Alle paar Tage gehen sie zu ihrem Vater, dann ist das Haus leer. Anfangs fand ich diese Zwischenspiele schwer erträglich, doch inzwischen haben sie etwas Neutrales, eine solide Leere, die etwas vage Vorwurfsvolles hat. Es ist, als wären diese einsamen Stunden, wenn zum ersten Mal seit vielen Jahren nichts von mir verlangt oder gebraucht wird, meine Kriegsbeute, etwas, das ich im Tausch gegen den Konflikt erworben habe. Ich durchlebe sie eine nach der anderen. Ich schlucke sie wie Krankenhausesen. Auf diese Weise werde ich am Leben gehalten.

Und du nennst dich Feministin, sagte mein Mann in den rauen, bitteren Wochen nach der Trennung ange-

widert zu mir. Er war überzeugt, in unserer Ehe die Rolle der Frau gespielt zu haben, und nun schien er von mir zu erwarten, dass ich ihn gegen mich, den männlichen Unterdrücker, in Schutz nahm. Einzukaufen, zu kochen und die Kinder von der Schule abzuholen, war in seinen Augen etwas Weibliches, auch wenn ich mich ausgerechnet bei diesen Tätigkeiten besonders geschlechtslos gefühlt hatte. Meine Mutter war in meinen Augen nicht schön gewesen, wenn sie ihren Hausfrauenpflichten nachgekommen war, folglich schienen diese Pflichten ihre Weiblichkeit nicht zu betonen, sondern zu bedrohen. Damals wohnten wir in einem Dorf im flachen Suffolk. Sie verbrachte einen großen Teil der Zeit am Telefon; ihre Stimme, mit der sie sozusagen zu sich selbst sprach, war hypnotisierend. In meinen Ohren klangen ihre Sätze vorformuliert und ihr Lachen aufgesetzt. Wer war diese Frau am Telefon? Meine Mutter war ein Mensch, den ich nur von innen kannte; ich teilte ihren Standpunkt und schien in ihrer Langeweile, ihren Freuden und ihrer Geiztheit zu hausen. Blindlings übernahm ich ihre Rolle. Wie konnte ich wissen, was meine Mutter war? Wie konnte ich sie sehen? Ihre Aufmerksamkeit streifte mich wie ein Blick aus einem inneren Auge, das mich nie direkt ansah und das sein Wissen aus meinem eigenen Wissen über mich selbst bezog.

Doch sobald sie mit anderen Menschen zusammen war, konnte ich sie objektiv wahrnehmen. Manchmal besuchte uns eine ihrer Freundinnen zum Mittagessen, und dann kam es plötzlich zum Vorschein, das Gesicht meiner Mutter. Plötzlich konnte ich sie sehen, mit anderen Frauen vergleichen und besser oder schlechter finden;

ich sah, wie sie gemocht, beneidet oder herausgefordert wurde, und lernte ihre besonderen Vorlieben und Launen kennen, die sie von anderen trennten. Bei solchen Gelegenheiten erschien mir ihre Rolle, die ja mein Zuhause war, so unzugänglich und dunkel wie ein leeres Haus. Wenn ich anklopfte, wurde ich knapp, bisweilen barsch abgewiesen. Ihr sonst so ausladender, gedankenlos allgegenwärtiger Körper erschien mir wie eingepackt und woanders verstaut. Und auch sie war ausgesperrt, denn sie war vorübergehend von der Aufgabe entbunden, sie selbst zu sein. Stattdessen schauspielerte sie; sie war pure Geschichte, mal schlecht, mal gut erzählt.

Ihre Freundinnen waren in der Regel auch Mütter. Ich erkannte die Geografie dieser Frauen wieder, diese rätselhaft Aura, die ihre Masken aus Make-up und Reden umschloss wie offene Landschaft eine Stadt. In diese Landschaft konnte man unmöglich gelangen, aber man wusste, sie war da. Eine der Freundinnen, Sally, war anders als die anderen. Seinerzeit verstand ich nicht, warum, heute schon: Sally, eine große, witzige Frau mit einem traurigen Gesicht, hatte keine Kinder. In den traurigen Zügen um ihren Mund und ihre Augen konnte man sich frei bewegen; sie standen allen offen. Einmal besuchte sie uns, kurz nachdem meine Mutter einen Schokoladenkuchen gebacken hatte. Meine Mutter wollte ihr das Rezept geben, doch Sally sagte: »Wenn ich diesen Kuchen backe, esse ich ihn ganz allein auf.« Dass eine Frau einen ganzen Kuchen aufessen könnte, war mir neu. Die Leistung erschien mir fantastisch, wie Gewichtheben, aber ich konnte sehen, dass meine Mutter den Kommentar missbilligte. Offenbar hatte Sally die Regeln ver-

letzt. Ohne es zu wollen, hatte sie einen Spalt in die hohe Mauer der Weiblichkeit geschlagen und mir versehentlich zu einem Blick auf das verholfen, was auf der anderen Seite lag.

\* \*

Über manche Ereignisse im Leben kann es kein Vorwissen geben, beispielsweise über Krieg. Ein Soldat, der zum ersten Mal in die Schlacht zieht, weiß nicht, wie er sich angesichts des bewaffneten Feindes verhalten wird. Er kennt diesen Teil seiner selbst noch nicht. Ist er ein Mörder oder ein Feigling? Im Ernstfall wird es sich zeigen, aber bis dahin kann er nicht wissen, wie seine Reaktion ausfallen wird.

Mein Ehemann verlangte die Hälfte von allem, was sich auch auf die Kinder bezog. Nein, sagte ich. Was soll das heißen, nein?, fragte er am Telefon. Ich blickte aus dem Fenster in den Garten, ein Rechteck zwischen anderen städtischen Rechtecken, auf deren Grenzen die Katzen umherschlichen. In der letzten Zeit war der Garten verwildert. Die Beete waren von Unkraut überwuchert und die Grashalme, Haaren gleich, immer länger geworden. Doch egal, wie ungepflegt unser Garten aussah – das Raster blieb intakt und die anderen Rechtecke bewahrten ihre Form.

Menschen kann man nicht halbieren, sagte ich.

Dann sollen sie die halbe Zeit bei mir sein, sagte er.

Es sind meine Kinder, sagte ich. Sie gehören zu mir.

In der griechischen Tragödie beschwört die Leugnung des biologischen Schicksals eine Veränderung herauf, die den Tod bedeutet, und einen Tod, der Veränderung ist.

Die rachsüchtige Mutter, der selbstische Vater, die pervertierte Familie, das mordende Kind – alles nur blutige Wege zu Demokratie und Gerechtigkeit. Die Kinder gehören zu mir. Früher hätte ich die Aussage scharf kritisiert, aber über manche Ereignisse im Leben kann es kein Vorwissen geben. Was hatte diese Ketzerei in die Welt gesetzt? Wo hatte sie, falls sie mir zu eigen war, all die Jahre überdauert, in unserem gleichberechtigten Haushalt? Wo hatte sie sich versteckt? Meine Mutter erzählte gern von den ersten englischen Katholiken, die im Verborgenen lebten und praktizierten und die in Schränken oder unter Dielenbrettern schliefen. Sie fand es ganz erstaunlich, dass wahrer Glaube sich tarnen musste. Oder war dies nun tatsächlich die verfolgte Wahrheit und unsere Art zu leben die Ketzerei?

Ich wiederholte den Satz mehrfach, ich konnte nicht anders. Ich sagte ihn zu meiner Freundin Eleanor: Die Kinder gehören zu mir. Eleanor ist berufstätig und mitunter wochenlang auf Geschäftsreise. Wenn sie nicht da ist, übernimmt ihr Mann. Er bringt die Kinder ins Bett und übergibt sie am Morgen der Nanny. Eleanor schürzte ganz leicht die Lippen und schüttelte missmutig den Kopf. Ein Kind gehört ebenso zu seinem Vater wie zu seiner Mutter, sagte sie. Ich wiederholte den Satz – die Kinder gehören zu mir – gegenüber meiner Freundin Anna, die keinen Job und vier Kinder hat. Annas Mann arbeitet sehr viel. Sie kümmert sich praktisch allein um die Kinder. Ja, sagte sie, es sind deine Kinder. Sie brauchen dich. Du solltest sie zu deiner obersten Priorität machen.

Anscheinend hatte die körperliche Geschichte, die ich mit meinen Töchtern teile, in einem Zustand der Verban-

nung existiert. Wurde ich als Mutter verleugnet? Der lange Pilgerweg der Schwangerschaft mit seinen Wundern und Demütigungen, die Apotheose der Geburt, die mit der Mutterschaft einhergehende Plünderung der letzten Winkel meiner Lebenswelt, der langsame Wiederaufbau – all das wurde im Laufe der Zeit verschwiegen, mutwillig unterschlagen oder beiläufig vergessen, dabei war es, wie ich heute weiß, jene dunkle Epoche, aus der die Zivilisation unserer Familie hervorging. Und in gewisser Hinsicht war ich am Pakt des Schweigens beteiligt, denn eine der Bedingungen für den Vertrag, der meine Gleichstellung garantierte, lautete, dass ich mich nicht auf den Primitivismus der Mutter berufen würde, auf ihre eingeborene Überlegenheit, auf den Voodoo, der den Mechanismus der Gleichberechtigung zusammenbrechen lässt. Einmal hat meine Mutter am Abendbrottisch hemmungslos geweint und uns vorgeworfen, wir hätten uns nie bei ihr bedankt, obwohl sie uns doch zur Welt gebracht habe. Später machten wir – grausame Teenager von Welt – uns darüber lustig. Unsere Beklemmung hatte einen guten Grund: Der Vorwurf traf uns zu Unrecht. War nicht mein Vater derjenige, der sich hätte bedanken sollen, weil sie ihm Form, Inhalt und Beständigkeit verliehen hatte? Stattdessen lief sein Beitrag, die Arbeit, parallel zu ihrem; sie war diejenige, die dankbar sein sollte, wenigstens oberflächlich. Jahrelang war er ins Büro gefahren und wieder zurückgekehrt, so zuverlässig wie die Schweizer Bahn und ebenso befugt, wie sie unberechtigt war. Die Rationalität seines Verhaltens ließ ihres irrational erscheinen, als wäre ihre Weiblichkeit eine Zumutung, eine Streitsache, eine Maßlosigkeit und ein

Problem, für das seine Arbeit die Lösung darstellte. Wieso erwartete sie Dank für etwas, das niemand als Geschenk betrachtete? Durch sie dienten wir alle dem Leben; sie war die gestrenge Stellvertreterin einer stumpfen Herrin, der Natur. Sie gab, wie die Natur gibt, doch allein mit Dankbarkeit würden wir in der Natur nicht überleben. Wir mussten ihr Geschenk zähmen und kultivieren, was wir uns wiederum als Leistung anrechneten. Wir hatten uns mit der Zivilisation verbündet.

Wie Gott zeigte mein Vater sich vor allem in seiner Abwesenheit, und vielleicht war es einfacher, jemandem dankbar zu sein, der nie da war. Auch er schien dem Ruf der Zivilisation zu folgen und sie zu verstehen, wenn sie zu ihm sprach. Wir rationalen Wesen taten uns gegen das Heidentum meiner Mutter zusammen, gegen ihre Emotionszyklen und gegen ihren Blick, der stets auf dem ruhte, was geschehen und vorüber war, oder auf der befreienden Leere dessen, was noch kommen würde. Diese Eigenschaften hatten anscheinend keinen Ursprung, sie waren weder der Mutterschaft eigen noch meiner Mutter, sondern einer ewigen Tatsache, die sich aus dem Zusammentreffen der beiden ergab. Mir war natürlich bewusst, dass sie vor langer Zeit in ihrer Wirklichkeit und in Echtzeit gelebt hatte. Der Anblick ihrer schlanken Gestalt auf dem Hochzeitsfoto über dem Kamin war immer wieder fesselnd: Da stand sie, das bereitwillige Opfer, ganz in Weiß, eine lächelnde Schönheit mit schmaler Taille, kompakt wie ein Samen. Der Schlüssel, der Clou des Ganzen lag wohl darin, wie wenig von ihr vorhanden war. In den feinziselierten Zügen ihrer Schönheit war unsere ganze weitschweifige Zukunft verschlüsselt. Diese jugendliche

Schönheit war nun verschwunden, restlos verbraucht wie Öl, das zum Zweck der Verbrennung aus der Erde gesaugt wird. Das Öl hat die Welt hektisch, chaotisch und maßlos gemacht, und wenn ich das Foto betrachtete, erschien mir meine Familie wie das aufgedunsene Produkt der Schönheit meiner Mutter.

Für mich war die Vorstellung von weiblicher Schönheit im Laufe der Zeit zu etwas Theoretischem geworden, wie die Vorstellung eines Migranten von seiner Heimat. Und tatsächlich hatte sich im Generationenwechsel von meiner Mutter zu mir eine Art Völkerwanderung ereignet. Meine Mutter mochte das Land meiner Geburt gewesen sein, aber angenommen hatte ich die Nationalität meines Vaters. Sie hatte Ehe und Mutterschaft angestrebt und wollte auf die legitimierende Weise von einem Mann begehrt und besessen werden. Ich war die Frucht dieser Bestrebungen, doch während der Entwicklung von ihr zu mir war die Frage der Legitimierung irgendwie zu meinem eigenen Problem geworden. Die Bestrebungen meines Vaters – erfolgreich zu sein, zu verdienen und zu versorgen – passten mir nicht ganz, sie waren wie für einen anderen Menschen geschneiderte Kleidung, doch es gab nichts anderes. So trug ich sie und fühlte mich dabei immer ein bisschen unwohl, leicht geschlechtslos, aber wenigstens bekleidet. Als Crossdresserin erfuhr ich Bestätigung in Form von Auszeichnungen und guten Noten. Ich durfte in Oxford studieren und meine Schwester in Cambridge; im neuen Land der Gleichberechtigung waren wir wie Einwanderinnen, die sich in zweiter Generation erfolgreich assimilieren.

Ein Mensch wird geprägt durch das, was seine Eltern



sagen und tun, und auch durch das, was sie sind. Doch was, wenn das, was sie sagen, und das, was sie sind, nicht übereinstimmen? Mein Vater, ein Mann, brachte uns, seinen Töchtern, männliche Werte bei. Meine Mutter, eine Frau, tat dasselbe. Folglich war sie es, die nicht passte und die keinen Sinn ergab. Wir sind den geschichtlichen Umständen ebenso unterworfen wie unsere Eltern; es wäre wohl inakzeptabel gewesen, hätte sie uns im Großbritannien des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts erklärt, wir bräuchten uns in Mathe nicht anzustrengen, weil es wichtiger sei, einen netten Ehemann und Versorger zu finden. Und doch hatte ihre eigene Mutter ihr wahrscheinlich genau das erzählt. Sie, eine Frau und Mutter, hatte uns nichts mitzugeben oder zu vererben als diese gepanschten männlichen Werte. Von jenem Heimatland der Schönheit, das geplündert und verlassen zurückblieb – ähnlich der Landschaft von Suffolk, die in den Jahren meines Heranwachsens geplündert und durch Straßen und Gebäude entstellt wurde, deren Anblick meine überempfindlichen Augen schmerzte –, von jener Heimat, der weiblichen Schönheit, der ich entstammte, wusste ich wenig. Weder kannte ich mich in ihren Sitten und Gebräuchen aus, noch beherrschte ich ihre Sprache. In der Welt der Weiblichkeit, deren Staatsbürgerschaft mir rechtmäßig zugestanden hätte, war ich eine Fremde.

\* \*

Und du nennst dich Feministin, sagt mein Mann. Vielleicht werde ich ihm irgendwann antworten: Ja, du hast recht. Ich sollte mich nicht Feministin nennen. Du hast recht. Es tut mir schrecklich leid.

Und in gewisser Weise wird es ehrlich gemeint sein. Was ist überhaupt eine Feministin? Was bedeutet es, sich eine zu nennen? Manche Männer bezeichnen sich als Feministen, manche Frauen als Anti-Feministinnen. Ein feministischer Mann ist ein bisschen wie ein Vegetarier: Womöglich verteidigt er das humanitäre Prinzip an sich. Manchmal scheint Feminismus mit so viel Kritik an der weiblichen Lebensweise einherzugehen, dass man verständlicherweise auf den Gedanken kommen könnte, eine Feministin wäre eine Frau, die andere Frauen hasst, weil sie solche Trottel sind. Dann wiederum soll eine Feministin die Männer hassen. Man behauptet, sie verachte die körperliche und emotionale Sklaverei, die der Mann ihr aufzwingt. Angeblich bezeichnet sie ihn als *Feind*.

So oder so treibt sie sich nie an den Tatorten herum – in Küchen, in Kreißsälen oder vor Schulen. Sie weiß, dass ihre Weiblichkeit ein Schwindel ist, den andere sich aus reiner Bequemlichkeit ausgedacht haben, und dass eine Frau nicht geboren, sondern gemacht wird. Deswegen hält sie sich von Küchen und Entbindungsstationen fern wie eine Alkoholikerin von der Flasche. Manche Alkoholiker träumen von einem gemäßigten, sozialverträglichen Konsum, was aber nur daran liegt, dass sie noch nicht oft genug gescheitert sind. Eine Frau, die glaubt, sie könnte sich für die Weiblichkeit entscheiden und damit spielen, wie eine Gelegenheitstrinkerin mit dem Wein spielt, verlangt geradezu danach, vernichtet und verschlungen zu werden, ihr Leben in den Dienst eines neuen Schwindels zu stellen und sich eine falsche Identität zuzulegen, nur dass diesmal ihre Gleichberechtigung falsch ist. Ent-

weder arbeitet sie doppelt so viel, oder sie opfert ihre Gleichberechtigung und leistet weniger, als sie sollte. Sie ist entweder zwei Frauen oder eine halbe. Und in jedem Fall muss sie behaupten, es gefalle ihr, denn sie hat es sich so ausgesucht.

Vermutlich sollte eine Feministin gar nicht erst heiraten. Sie sollte sich nicht auf ein gemeinsames Konto oder gemeinsamen Immobilienbesitz einlassen. Vielleicht sollte sie nicht einmal Kinder bekommen, schon gar keine Mädchen, die den Nachnamen des Vaters tragen und dem Mann an der Passkontrolle versichern müssen, dass die Frau, die mit ihnen ins Ausland reisen will, tatsächlich ihre Mutter ist. Nein, ich hätte mich niemals eine Feministin nennen sollen, denn was ich sagte, stimmte nicht mit dem überein, was ich war. Ich war wie meine Mutter, nur andersherum.

Was ich als Feminismus lebte, war in Wahrheit eine Ansammlung männlicher Werte, die meine Eltern und andere Menschen mir in bester Absicht vermacht hatten – das Crossdressingvorbild meines Vaters, die anti-femininen Ideale meiner Mutter. Ich bin keine Feministin, sondern ein von Selbsthass erfüllter Transvestit.

\* \*

Wie viele Frauen, die ich kenne, wurde ich nie finanziell von einem Mann unterstützt. Diese Information ist anekdotisch – Frauen haben eine Schwäche dafür. Und in der Feministin ist der Hang zur Personifizierung womöglich noch deutlicher ausgeprägt, denn sie ist eine Autobiografin und eine Künstlerin des Selbst. Sie agiert als Schnittstelle zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen, wie

es Frauen von jeher tun, nur dass die Feministin in umgekehrter Richtung vorgeht. Sie beschwichtigt nicht, sie widerspricht. Sie ist die von innen nach außen gekrempele Frau.

Wenn man nur lange genug lebt, wird alles Anekdotische zur Statistik. Zusammen mit der eigenen Kohorte taucht man aus dem Dschungel der mittleren Jahre auf. Man verfügt über eine gewisse Selbsterkenntnis, was Mut und Feigheit anbelangt, zählt flüchtig die Truppe durch, macht eine Bestandsaufnahme der eingebüßten Gliedmaßen. Ich kenne Frauen mit vier Kindern und Frauen, die keine Kinder haben, geschiedene Frauen, verheiratete Frauen, erfolgreiche und gescheiterte Frauen, zerknirschte, ehrgeizige und zufriedene Frauen, voller Sehnsucht oder voller Akzeptanz, selbstlos und frustriert. Viele von ihnen sind, es stimmt, finanziell nicht von einem Mann abhängig. Was lässt sich über jene sagen, die es sind? Die meisten sind Hausfrau und Mutter. Sie leben vor allem durch ihre Kinder, wenigstens kommt es mir so vor. Das Kind durchdringt die Hausfrau und Mutter wie ein Farbstoff das Wasser; kein Teil von ihr bleibt uneingetrübt. Die Triumphe und Niederlagen des Kindes sind ihre eigenen. Die Schönheit des Kindes ist ihre eigene, ebenso seine Unzumutbarkeit. Und weil es ihre Aufgabe ist, mit dem Kind zurechtzukommen, geschieht ihr Zurechtkommen in der Welt über das Kind. Ihre Subjektivität hat mehrere Quellen, aber nur einen einzigen Auslass. Das kann zu außerordentlicher Kompetenz führen; einige meiner Freundinnen behaupten, solche Frauen beängstigend oder einschüchternd zu finden. Die meisten dieser Freundinnen unterhalten aus einem einzigen Selbst

heraus mehrere Identitäten und fürchten deshalb, man könnte ihnen äußerste Inkompetenz vorwerfen. Ihre Macht ist diffus; sie spüren sie nie an einem Punkt gebündelt und können folglich nicht einschätzen, wie groß sie ist oder ob sie mehr davon besitzen oder weniger als das Wesen mit dem seltsamen Namen »Hausfrau und Mutter« oder als ihre männlichen Kollegen bei der Arbeit, die das Gefühl der Zerrissenheit doch zumindest ansatzweise kennen müssten.

Einige meiner berufstätigen Mütterfreundinnen haben zeitweise zu Hause pausiert, für gewöhnlich in den ersten Jahren ihrer Elternschaft. Wie gesuchte Kriminelle haben sie sich nach langer Hetzjagd mit erhobenen Händen ergeben: Ja, es wird mir alles zu viel, es ist nicht zu machen; das ständige Hin und Her, die Schuldgefühle, der Druck bei der Arbeit und der Druck daheim; die Frage, warum man sich, wenn man sie nie sieht, überhaupt die Mühe gemacht hat, Kinder zu bekommen. Also beschließen sie, ein oder zwei Jahre lang zu Hause zu bleiben und für einen Ausgleich zu sorgen, wie bei einem Backrezept, wo der Teig auf zwei Formen verteilt werden soll und in der einen immer mehr zu landen scheint als in der anderen. Die Ehemänner sind ebenfalls berufstätig, leben im selben Haushalt und sind die Väter der Kinder, erleben aber nicht dasselbe Maß an Konflikt. Manchmal sieht es sogar danach aus, als schafften sie es besser als die Frauen, Kinder und Beruf zu vereinbaren – unerträgliche männliche Überlegenheit!

Ein Mann begeht keinen besonderen Verrat an seinem Geschlecht, indem er ein guter Vater ist, und zu arbeiten gehört für einen guten Vater einfach dazu. Die berufstätigen

ge Mutter hingegen verleugnet ihre Rolle im Gründungsmythos der Zivilisation jeden Tag aufs Neue. Kein Wunder, dass sie in Bedrängnis ist, denn sie versucht, sich über ihre festverwurzelte Beziehung mit der Schwerkraft hinwegzusetzen. Irgendwo habe ich gelesen, jede Raumstation falle ganz langsam der Erde entgegen und alle paar Monate müsse eine Rakete gezündet werden, die sie zurück ins All schiebt. Auf vergleichbare Weise zerrt die Kraft des biologischen Konformismus an der Frau, pausenlos und unmerklich. Ihr Leben besteht aus ständigen Wiederholungen, und es erfordert jede Menge Energie, sie in der Umlaufbahn zu halten. Das kann jahrelang funktionieren, aber wenn die Rakete einmal ausbleibt, geht es abwärts mit ihr.

Die Hausfrau und Mutter beschreibt sich gern als Glückskind, das ist ihr Motto und ihr Spruch, sollte jemand – eine berufstätige Mutter beispielsweise – irgendwelche Fragen stellen. Es ist ja so ein Glück, dass James genug verdient und ich nicht arbeiten gehen muss, sagt sie, als hätte sie eine riesige Summe auf ein Pferd gesetzt und dann erfahren, dass sie auf den Sieger gewettet hat. Kein Mann käme auf die Idee zu sagen, er habe das große Glück, jeden Tag ins Büro gehen zu können. Trotzdem bezeichnet die Hausfrau und Mutter es als Privileg, traditionelle und absolut gewöhnliche Hausarbeiten erledigen zu »dürfen«. Ihre Aussagen sind natürlich rein abwehrend gemeint – keinesfalls möchte sie für faul oder unehrgeizig gehalten werden –, doch wie jede Abwehr enthält auch diese einen mühsam verhüllten Kern der Aggression. Trotzdem ist sie übergücklich, wenn ihre Tochter beim Mathe-Test als Beste abschneidet, in Cambridge

zugelassen und Atomphysikerin wird. Wünscht sie ihrem Kind das seit Menschengedenken gleichbleibende Privileg eines daheim mit dem Nachwuchs verbrachten Lebens? Oder glaubt sie, es handele sich um ein Rätsel, das nur in der Zukunft gelöst werden kann, so wie die Wissenschaft eines Tages ein Mittel gegen den Krebs finden wird?

Ich erinnere mich, wie ich meine Kinder nach ihrer Geburt im Arm hielt, sie stillte, mit ihnen redete und mir eines neuen, fremden Aspekts meiner selbst bewusst wurde, der in mir war, doch anscheinend nicht von mir stammte. Es war, als hätte ich mir plötzlich die Fähigkeit angeeignet, Russisch zu sprechen; was ich leistete – diese Frauenarbeit –, besaß eine ganz eigene Form, aber ich hatte keine Ahnung, woher mein Wissen darüber kam. Irgendwie wollte ich dieses Wissen als angeboren für mich beanspruchen, was einer seltsamen Art von Unehrlichkeit oder Heuchelei gleichgekommen wäre. Doch wie könnte man heucheln, was man bereits ist? Ich fühlte mich wie von einem zweiten Ich bewohnt, von einem Zwilling, der sich einen typischen Zwillingsscherz daraus machte, auszusehen wie ich und gleichzeitig Dinge zu tun, die mir vollkommen fremd waren. Mein Zwilling war offenbar nicht böse; er nahm sich einfach nur gewisse Freiheiten heraus und bat um die zeitweilige Entbindung vom strengen Protokoll der Identität. Er wollte wie eine gewöhnliche Frau erscheinen, dabei ist Charakter nichts Gewöhnliches, sondern ganz und gar individuell. Um als Mutter aufzutreten, musste ich meinen von männlichen Werten genährten Charakter beurlauben. Dieselben Werte hatten auch meinen Lebens-

raum, meine Umgebung geprägt; eine Anpassung wäre nötig. Doch wer sollte sich anpassen? Anfangs muss mein Verhalten jenen, die mich gut kennen, befremdlich erschienen sein. Es war, als hätte ich mich einer Gehirnwäsche unterzogen oder einer Sekte angeschlossen. Ich war verschwunden und unter der bekannten Nummer nicht mehr zu erreichen. Und doch war die Sekte namens Mutterschaft kein Ort, an dem ich dauerhaft leben konnte. Er spiegelte mich in nichts wider; seine Literatur und seine Gepflogenheiten, seine Werte, seine Verhaltensnormen und seine Ästhetik waren nicht meine. Die Mutterschaft war auch gleichmacherisch; wie jede Sekte verlangte sie von ihren Mitgliedern die totale Aufgabe der eigenen Identität. So kam es, dass ich eine Zeitlang nirgendwo hingehörte. Als junge Mutter war ich obdachlos, ohne Halt, eine Streunerin. Ich gestand es mir nicht ein, aber in jenen Jahren empfand ich Mitleid für mich und meine Töchter, und die Entzauberung meines Kontakts zum Frausein ereilte mich wie eine Katastrophe. Wie im Fall des Adoptivkindes, das endlich seine leiblichen Eltern ausfindig macht und feststellen muss, dass sie lieblose Fremde sind, sagte meine Unfähigkeit, als Mutter heimisch zu werden, offenbar nichts über die Welt aus, sondern über mein eigenes Nichtgewolltsein. Als Frau war ich anscheinend außen vor.

Und so tat ich zweierlei: Ich besann mich auf meine alte, männlich geprägte Identität, und ich verpflichtete meinen Mann, sich um die Kinder zu kümmern. Sollte er doch jenen Zwillingsspart der Weiblichkeit übernehmen. Da sie in mir offenbar nicht zur Ruhe kam, sollte er ihr einen Körper und eine Zuflucht bieten. In meiner



Vorstellung würden wir zusammenleben wie zwei Mischwesen, ein jeder von uns halb männlich und halb weiblich. Das war Gleichberechtigung, oder? Mein Mann gab seine Stelle als Anwalt auf und ich mein exklusives, primitives Mutterrecht auf die Kinder. So sahen sie aus, unsere Opfergaben für die neuen Götter, unter deren Schutz wir zukünftig zu leben hofften. Als ich zehn Jahre später an einer lärmenden Ausfallstraße im Londoner Norden in einer Kanzlei saß, erschien mir mein Maternalismus in der Tat primitiv, geradezu barbarisch. Die Kinder gehören zu mir – einer so rudimentären Satzbildung bediente ich mich normalerweise nicht. Und doch war das in der Kanzlei aus Glas und Chrom, wo mir eine zierliche Anwältin im eleganten schwarzen Kostüm gegenüber saß, der einzige Gedanke in meinem Kopf. Ich war dünn und ausgemergelt vor Sorgen, aber angesichts dieser Frau fühlte ich mich riesig und ungeschlacht, wie ein mütterlicher, von uraltem, hässlichem Gefühl überzogener Fels. Sie sagte mir, ich habe überhaupt keine Rechte. In Fällen wie diesem berufe sich das Gesetz allein auf die Gewohnheit, so ungewöhnlich sie auch sein mochte. Dann gab es anscheinend wohl doch keine primitive Wirklichkeit. Es gab also anscheinend doch keine Mutter und keinen Vater, sondern nur die Zivilisation. Die Anwältin sagte mir, ich sei verpflichtet, meinen Ehemann finanziell zu unterstützen, möglicherweise für immer. Aber er ist Anwalt, sagte ich, und ich bin nur Schriftstellerin. Er ist, wollte ich damit sagen, ein Mann, und ich bin nur eine Frau. Tief im Herzen der ehelichen Finsternis schlug der alte Voodoo weiter seine Trommel. Die Anwältin zog die gepupften Augenbrauen in die Höhe und schenkte mir ein

knappes, bitteres Lächeln. Nun, sagte sie, dann wusste er genau, was er tut.

\* \*

Der Sommer kam. Dröhnende Tage gleißenden Sonnenscheins in meinem Wohnort an der Küste, das Geschrei der Möwen in der Morgendämmerung, eine glitzernde Erregung überall, das Wasser eine Fläche aus zerschmettertem Licht. Ich konnte nicht mehr schlafen. In meinem Bewusstsein sammelte sich das Treibholz meiner Träume an, scharfkantige Bruchstücke der Vergangenheit, die sich in der Unterströmung aneinander rieben. Wenn ich meine Töchter am Schultor abholte, kamen mir die anderen Frauen vor wie gemalt, wie aus großer Ferne betrachtete Menschen. Ich beobachtete sie von einem leergefegten Ozean aus, diese Landbewohnerinnen in ihren festen Strukturen. *Sie* hatten ihr Zuhause nicht zerstört. Warum hatte ich meins kaputtgemacht? Ich besuchte meine Schwester und saß in der Küche, während sie Wäsche faltete. Ich schaute zu, wie sie die T-Shirts und Hosen ihres Mannes zusammenlegte. Wie sie mit der Männerkleidung hantierte, war schockierend, geradeso, als täte sie etwas Verbotenes. Ihr Anrecht, diese verbotenen Stücke zu berühren, überforderte mich.

Du kennst die Gesetzeslage, sagte mein Mann am Telefon zu mir. Er bezog sich auf meine Verpflichtung, ihm Geld zu geben.

Ich weiß, was richtig ist, sagte ich.

Und du nennst dich Feministin, sagte er.

Was ich bräuchte, ist eine Ehefrau, scherzt die gestresste Feministin, und alle lachen. Der Witz ist, dass